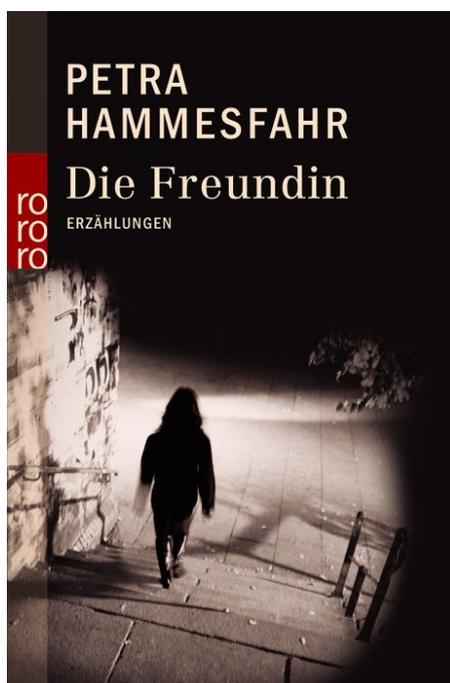


Leseprobe aus:

Petra Hammesfahr

Die Freundin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Die Freundin

So ein zugiges und halbdunkles Kellergewölbe im November ist wahrhaftig kein Ort, an dem man sich längere Zeit aufhalten möchte, um in rosigen Zukunftsperspektiven zu schwelgen. Aber ich sehe auch nur schwarz, und hier habe ich wenigstens meine Ruhe. Die brauche ich jetzt dringend, um erst mal meine Gefühle zu sortieren. Ich weiß nicht, ob ich traurig bin, verzweifelt oder wütend. Wahrscheinlich von allem etwas. Ich fühle mich beschissen, weil ich auch beim besten Willen nicht weiß, wie ich einem Menschen den Wahnsinn erklären soll, der sich zwischen Silvie, Marieclaire und mir abgespielt hat.

Es war Wahnsinn, vom ersten Tag an. In den letzten Tagen war es sogar Größenwahnsinn. Ich habe wirklich gedacht, es sei einen Versuch wert. Und jetzt ist Silvie tot – seit ungefähr einer halben Stunde, schätze ich. Auf die Uhr habe ich nicht geschaut, ich hatte etwas anderes zu tun.

Im Geist höre ich den Staatsanwalt schon reden. «Paul Schmalbach hatte mehr Schulden als Haare auf dem Kopf.» Und ich habe noch ziemlich dichtes Haar. «Paul Schmalbach brachte eine reiche Erbin dazu, ihn zu heiraten, in der Absicht, sie schnellstmöglich wieder loszuwerden und sich zu sanieren. Und damit hat er sich nicht viel Zeit gelassen.»

Was soll ich dagegenhalten? «Hohes Gericht, so war es nicht.»

Bei allem, was mir heilig ist, so war es wirklich nicht. Das wird mir nur niemand glauben, fürchte ich. Die werden mich

dermaßen verknacken, ich komme mein Lebtage nicht wieder raus. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.

Ich war ja tatsächlich pleite und wusste nicht mehr ein noch aus, als ich Silvie und Marieclaire kennen lernte. Und ich konnte gut mit den oberen Zehntausend umgehen, solche Leute – wenn man es gemein ausdrücken will – nach Strich und Faden einseifen, ihnen auch Dinge schmackhaft machen, die sie eigentlich nicht wollten. Ich bin gelernter Koch, und zwar ein sehr guter.

Als vor fünf Jahren meine Eltern starben, war ich siebenundzwanzig, erbte ein bisschen und eröffnete damit mein eigenes Restaurant – nicht irgendeins, eine ganz exquisite Sache war das. Dafür reichte die kleine Erbschaft nicht. Zusätzlich musste ich für Umbauten, Einrichtung, Lohnkosten und zur Überbrückung der ersten Zeit einen hohen Kredit aufnehmen. Das war aber bald kein Problem mehr.

Mein Restaurant lief schon nach einem Jahr hervorragend, ich bekam sogar einen Stern. Danach waren wir immer auf Wochen im Voraus ausgebucht. Und wenn es einem gut geht, glaubt man, es ginge immer so weiter, dann übernimmt man sich leicht. Ich übernahm mich tüchtig mit einem zweiten Kredit für eine schicke Eigentumswohnung.

Dann – in diesem Frühjahr war das – machte ein Kellner lange Finger bei einem Gast. Auch noch kein Problem. Der Gast bekam sein Geld von mir zurück, wurde zur Entschädigung zusammen mit seiner Frau eingeladen und verwöhnt mit allen Köstlichkeiten, die meine Küche bieten konnte. Den Kellner warf ich selbstverständlich fristlos raus. Und nachdem er seine Papiere abgeholt hatte, hatte ich Kakerlaken in der Küche. So was ist tödlich für ein Restaurant. Der Schweinehund machte den «Ungezieferbefall» auch noch persönlich in der Presse publik und behauptete dreist, ich hätte ihn fristlos entlassen, weil er in Eigeninitiative einen Kammerjäger anfordern wollte.

Die Gäste blieben weg. Im Juli musste ich aufgeben, hatte von einem Tag auf den anderen gar kein Einkommen mehr, aber zwei Banken im Nacken, die ihr Geld zurückhaben wollten. In der zweiten Augustwoche sollte meine Wohnung unter den Hammer kommen. Ich hätte mir dringend eine Arbeit suchen müssen, damit sie eine Lohnpfändung in die Wege leiten konnten. Dass ich die nächsten Jahre nur das Nötigste zum Leben hätte, war mir sehr wohl bewusst. Und als mir dann der Brief mit dem Termin für die Versteigerung zugestellt wurde, dachte ich: Scheiß drauf, Paul. Hier rettetest du nichts mehr. Ehe du jetzt Bewerbungen schreibst und dich den Wölfen zum Fraß vorwirfst, gönn dir erst mal was.

Das hatte ich in den letzten fünf Jahren nicht getan, nur geschuftet von morgens bis in die Nacht. Manchmal nur vier Stunden Schlaf, weil ich frühmorgens persönlich zum Großmarkt fuhr, um frische Ware auszusuchen. Keine Zeit für Freunde, für Frauen erst recht nicht, keinen Urlaub, keinen einzigen freien Tag. Und alles umsonst.

Da kratzte ich eben mein letztes Geld zusammen, brachte den Wohnungsschlüssel zu meinem ehemaligen Oberkellner, damit jemand die Mahnungen aus dem Briefkasten fischte, kaufte mir eine Fahrkarte und fuhr nach Paris, weil es für Venedig nicht reichte. In einem Anflug von Schwermut wäre ich lieber dahin gefahren. Es heißt ja so schön: Venedig sehen und sterben. Aber diese Anwendung verging wieder, im Grunde hängt doch jeder an seinem Leben.

Ich nahm mir ein bescheidenes Zimmer in einem billigen Hotel, in einer kleinen Nebenstraße nahe dem Arc de Triomphe. Am ersten Tag klapperte ich ein paar gute Restaurants ab, weil ich dachte, in der Hauptstadt der lukullischen Genüsse hätte man vielleicht Verwendung für mich. Und wenn ich hier Arbeit fände, könnte ich mir die Lohnpfändungen ersparen. Aber ich sprach nicht gut genug Französisch. Und was das angeht, sind die Franzosen unerbittlich, fast schon arrogant.

Am zweiten Tag versuchte ich mein Glück in kleineren Lokalen. Da war aber auch nichts zu machen. Ich war schon halbwegs entschlossen, als Nächstes ein paar Kirchen zu besichtigen und um ein Wunder zu beten, setzte mich mit meinem Stadtplan in ein kleines Bistro, bestellte mir einen Kaffee. Und da geschah das Wunder – ganz ohne Gebet.

Aus heutiger Sicht möchte ich sagen, der Teufel hatte seine Finger im Spiel. Satan macht das ja immer so raffiniert, zeigt einem armen Sünder die Herrlichkeit der Welt und sagt: «Guck mal, das kannst du alles haben, du musst mir im Gegenzug nur deine Seele überlassen. Die brauchst du doch eigentlich nicht.»

Obwohl ich in den letzten Wochen einiges mitbekommen habe, wenn Marieclaire diverse Transaktionen am Telefon besprach, habe ich noch keine konkrete Vorstellung von Silvies Vermögen. Drei Dutzend Hotels, ach was, Nobelherbergen sind das, weltweit über größere Städte verteilt. Etliche Firmen und Firmenanteile. Sogar eine Bohrinself und zwei Öltanker, die unter libanesischer Flagge laufen oder fahren, glaube ich jedenfalls, kann aber auch die nigerianische oder sonst eine Flagge sein. So genau habe ich nicht hingehört, als Marieclaire über die finanziellen Verstrickungen sprach, die ein normaler Mensch gar nicht durchschauen könne, aber auch nicht müsse, weil sich ein Heer von Experten um alles kümmere.

Silvies Vater hatte vor zehn Jahren einen Herzinfarkt bekommen, einen von der Art, die einen Mann auf der Stelle umhaut. Und bis zu seinem Tod hatte sich alles, was er anpackte, in bare Münze verwandelt. Im Gegensatz zu anderen Finanzgrößen, die immerzu in Kameras grinsen, wenn sie Ministern die Hände schütteln, zog er es jedoch vor, sich der Öffentlichkeit gegenüber bedeckt und seiner Familie aus Sicherheitsgründen die Medien vom Leib zu halten. Aber so viel Familie hatte er auch nicht, nur Frau und Tochter. Seine Frau war schon unter der Erde, als er starb, Silvie somit Alleinerbin.

Aber selbst wenn sie sich mir sofort mit ihrem Familiennamen vorgestellt hätte, was sie nicht tat, hätte mir der Name nichts gesagt. Und in so einem kleinen Bistro hätte ich auch nicht erwartet, eine Multimillionärin anzutreffen. Es sei denn, sie hat nicht den Schimmer einer Ahnung von Esskultur.

Als Gourmet konnte man Silvie wahrhaftig nicht bezeichnen. Anfang Oktober hat mich in Hongkong der Ekel fast erwürgt, als sie bei einer Garküche auf der Straße Halt machen ließ und einen undefinierbaren Fraß hinunterschlang, den ich keinem Hund vorgesetzt hätte. Und ich hatte immer gedacht, in diesen Kreisen sei es üblich, stets nur das Beste vom Besten zu speisen.

Auf den ersten Blick sah man ihr allerdings nicht an, was mit ihr los war. Die letzte Bilanz ihres Firmenkonsortiums hatte sie auch nicht auf ihre Brust geklebt. – Gut, sie trug etwas Schmuck, zwei Ringe und eine Armbanduhr, die in etwa so viel gekostet haben dürfte, wie ich gebraucht hätte, um wenigstens meine Wohnung zu behalten. Das sah ich natürlich. Teure Uhren hatte ich schon mehr als eine an meinen früheren Gästen gesehen. Aber ich habe nicht an Geld gedacht, nur an ein amouröses Abenteuer, an genau das eben, weshalb ein Mann normalerweise alleine nach Paris fährt.

Das Erste, was mir auffiel, war Silvies Lachen. Eine Mischung aus Trillern und Glucksen, glockenhell und gleichzeitig verheißungsvoll dunkel. Ich drehte mich unwillkürlich danach um, und nicht nur ich. Sie standen etwa zwei Meter von meinem Tisch entfernt. Beide Ende zwanzig und bildhübsch, Silvie blond, Marieclaire brünett. Bekleidet mit knapper Sommergarderobe, braun gebrannt von der Sonne, als kämen sie geradewegs aus der Karibik, was wohl auch der Fall war. Und im ersten Moment hielt ich sie für – na ja, leichte Damen auf Kundenfang.

Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander. Silvie schaute mich an und lachte wieder. Ich möchte nicht

wissen, was der kleine Dicke am Nebentisch in dem Moment gedacht hat. Der überschlug wohl im Geist seine Barschaft und rechnete aus, ob er sich beide leisten könnte.

Ich musste keinen Kassensturz machen. Obwohl es noch andere freie Plätze gab und ich nicht unbedingt das bin, was man einen attraktiven Mann nennt – ich bin halt ein guter Koch, und Anfang August sah man mir das noch an –, kamen sie zu mir an den Tisch. Silvie beugte sich vor, sodass ich ihr Dekolleté gut im Blick hatte. «Gestatten Sie, dass wir uns zu Ihnen setzen, Monsieur?»

Hätte ich nein sagen sollen?

Kaum saßen sie, brachte Silvie ihr Gesicht nahe an das meine heran, legte eine Hand auf Marieclaires Arm und lachte erneut: eine Verheißung, die mir wohlige Schauer den Rücken hinuntertrieb. «Monsieur, ich habe mit meiner Freundin eine kleine Wette abgeschlossen», sagte sie und drückte Marieclaires Arm. «Sie sind alleine, wir sind alleine. Wir könnten uns zusamm tun und viel Spaß miteinander haben. Aber meine Freundin glaubt nicht, dass Sie dazu bereit sind.»

Ich betrachtete Marieclaire, ihre Miene machte deutlich, dass sie die Wette unbedingt gewinnen wollte. Und ich dachte, schade, ich würde dich gerne verlieren lassen. Ich kann es mir nur nicht leisten. Ungefähr so sagte ich das auch.

Und Silvie lachte noch einmal. «Monsieur, was denken Sie? Sie müssen nicht zahlen.»

Sie sprachen beide ein ausgezeichnetes Deutsch, auch sehr gut Englisch und Spanisch, waren in der Schweiz erzogen worden. Ganz exklusives Internat, Marieclaire erzählte in den letzten Wochen mehrfach davon. Sie war auch nicht mit dem goldenen Löffel im Mund geboren worden. Ihr Vater hatte als Finanzberater für Silvies Vater gearbeitet – jetzt arbeitete er für Silvie.

Aufgewachsen waren sie fast wie Schwestern, seit frühester Jugend unzertrennlich. Und inzwischen war Marieclaire für Sil-

vie entschieden mehr als eine Freundin. Sie war ein Mutterersatz, ohne den Silvie nicht mehr existieren konnte. Marieclaire regelte alles, kümmerte sich von morgens bis abends und die Nacht hindurch, räumte die Steine für Silvie aus dem Weg und zog den Karren aus dem Dreck, wenn Silvie ihn reingefahren hatte.

In solch engen Beziehungen gibt es immer Geheimnisse, die zusammenschweißen und es der einen unmöglich machen, die andere zu verlassen. Dass es auch ein dunkles Geheimnis gab, oder um das mal ganz klar auszudrücken: dass ein Mann unter Umständen mit seinem Leben spielte, wenn er sich mit Silvie einließ, habe ich schon wenige Tage später erfahren.

Und da wird sich nun jeder vernünftige Mensch fragen, warum ich zu dem Zeitpunkt nicht abgehauen bin. Die Antwort ist einfach: Ich habe es nicht geglaubt. Weil Marieclaire es erzählte und ich ihr in den ersten Tagen ein Dorn im Auge war. Was auf Gegenseitigkeit beruhte. Manchmal hätte ich sie gerne auf den Mond geschossen. Silvie war lustig, charmant, großzügig, liebenswert. Neben ihr wirkte Marieclaire wie ein Trauerkloß oder eine Spaßbremse – jedenfalls zu Anfang.

Sie tranken ebenfalls einen Kaffee. Silvie stellte einige Fragen. Dass ich kein Einheimischer war, hatten mein Stadtplan und meine Aussprache bereits verraten. Sie wollte wissen, wo ich herkam, was ich in Paris zu tun hätte, wie lange ich blieb und ob daheim jemand auf mich warte. Ich erzählte, ich sei ein freier Mann und nur hier, um ein bisschen auszuspannen. Morgen müsse ich zurück, ich hätte einen wichtigen Termin.

Hatte ich tatsächlich. Ich musste vor der Versteigerung noch meine persönliche Habe aus der Wohnung holen. Kleidung, Fotoalben und andere Erinnerungen, damit das nicht auf einer Müllkippe landete oder auch noch unter den Hammer kam. Banken sind ja unerbittlich, die pfänden einem notfalls das letzte Hemd aus dem Schrank. Danach wollte ich bei meinem Ober-

kellner unterkriechen. Er hatte rasch einen neuen Job gefunden und mir seine Couch angeboten, wenigstens so lange, bis ich mir wieder eine eigene Wohnung leisten konnte.

Nach einer halben Stunde zahlte Silvie – auch meinen Kaffee, um eventuell noch vorhandene Zweifel auszuräumen, sie hätte es doch auf meine klägliche Barschaft abgesehen. Als wir das Bistro verließen, schaute der kleine Dicke uns mit einem neidischen Blick nach, den ich heute noch vor mir sehe. Der hielt mich in dem Moment garantiert für einen Glückspilz.

Was der wohl denken würde, wenn er wüsste, in welchem Schlammassel ich nun stecke? Ich laufe herum wie ein Tier im Käfig, weil Bewegung warm halten soll. Tut sie aber nicht, wenn man ein feuchtes Hemd anhat. Vor einer halben Stunde – na, jetzt werden das schon vierzig Minuten oder eine Dreiviertelstunde sein –, brach mir der Schweiß aus allen Poren, und jetzt ist mir kalt.

Flitterwochen im Schnee! Eine idiotische Idee war das. Aber in ein Hotel wollte ich auf keinen Fall. Und wir konnten zwischen ein paar privaten Domizilen wählen. Eine hübsche Villa in Spanien, da waren wir auch noch kurz, um unseren Aufenthalt hier vorzubereiten; ein geräumiges Landhaus in der Provence, das habe ich Ende September besichtigt; eine luxuriöse Penthousewohnung in Monaco, die ich noch nicht kenne, und ein Schloss in den Bergen, in dem wir gestern Nachmittag eingetroffen sind.

Jetzt übertreib nicht, Paul, Neuschwanstein ist es nicht. Sag, es ist ein Schlösschen und ein ziemlich vergammeltes. Zurzeit gibt's nicht mal elektrischen Strom. Es sind zwar überall Kabel verlegt, gut sichtbar – auf die Wände genagelt, das muss in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts passiert sein. Die antikierten Drehschalter stammen jedenfalls aus der Zeit. In etlichen Räumen baumeln nackte Glühbirnen von der Decke, in der Küche stehen gleich zwei Elektroherde.